

Totenfeste in Nord-Neuirland

Autor(en): **Bühler, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft = Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali**

Band (Jahr): **114 (1933)**

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-90393>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Totenfeste in Nord-Neuirland

Von

ALFRED BÜHLER

Das langgestreckte Neuirland ist die zweitgrösste Insel des Bismarckarchipels, dem nördlichsten Teile Melanesiens, der seit dem Weltkriege als Mandatsgebiet des Völkerbundes von Australien verwaltet wird und mit ganz wenigen Ausnahmen schon völlig unter Kontrolle der Weissen steht. Zum Teil schon seit Jahrzehnten haben dort Händler, Pflanzer und vor allem Missionare die einheimische Kultur verändert und an vielen Orten mehr oder weniger zum Verschwinden gebracht. Ganz besonders gilt dies von Neuirland. Schon seit 1875 ist hier die Mission tätig, und bereits um 1880 wurden die ersten Handelsstationen und Pflanzungen angelegt. Um 1900 begann man ferner längs der Nordostküste mit dem Bau einer Strasse, die gegenwärtig vom Distriktshauptort Kavieng, von der Nordspitze der Insel aus, über beinahe 250 km befahrbar ist, und die natürlich die Erschliessung des Landes in ganz gewaltigem Masse förderte. So liegen heute allein längs dieses Fahrweges 28 grosse Pflanzungen. Dazu kommen im nördlichen Teil ungefähr ein Dutzend weitere an der Westküste, die von Neubritannien aus leicht erreichbar ist, acht Stationen mit weissen Missionaren, und sozusagen in jedem Dorf schwarze, sehr oft aus fremden Gegenden stammende Missionslehrer. Frei von Pflanzungen ist vorläufig das gebirgige Innere, aber auch dort ist die Mission zum Teil schon seit Jahren an der Arbeit. Ausserdem hat man bereits vor dem Weltkriege, noch unter deutscher Verwaltung, begonnen, die Inlandbewohner an die Küste herunterzuziehen, um sie besser kontrollieren und beim Bau und Unterhalt der Strasse verwenden zu können. Die australische Verwaltung hat diese Taktik fortgesetzt, mit dem Erfolg, dass sich heute ein recht ansehnlicher Teil der frühern Bergbewohner dauernd am Meeresufer niedergelassen hat oder doch dort ein zweites Dorf besitzt, das periodisch, während

der Arbeit an der Strasse, oder anlässlich von Inspektionen durch Regierungsbeamte, bezogen wird.

Seit Beginn der Kolonisation durch die Europäer ist ausserdem Nord-Neuirland ein bevorzugtes Anwerbegebiet für Plantagenarbeiter gewesen, und es ist ohne weiteres klar, dass die in jungen Jahren weggezogenen Leute in der Fremde nicht nur einen grossen Teil ihrer eigenen Sitten und Bräuche verloren, sondern auch viel Neues in ihre Heimat zurückbrachten.

So ist es durchaus nicht verwunderlich, dass heute vom ursprünglichen materiellen Besitz der Neuirländer nicht mehr viel übrig geblieben ist, und dass sich auch die geistige Kultur schon sehr stark verändert hat. Es ist im Gegenteil erstaunlich und zeigt, wie kolossal diese Bräuche im Volk verwachsen sind, dass sich viele Kultsitten bis heute erhalten haben, wenn auch nicht mehr in so grossartigem Rahmen wie früher und oft nur noch als leere Formen, ohne Bewusstsein ihres einstigen Inhaltes. Dazu gehören in allererster Linie die zu Ehren der Verstorbenen abgehaltenen Zeremonien, speziell die Uli- und die Mulligan- oder Malangganfeiern. Leider hatte ich keine Gelegenheit, eines der schon recht seltenen Ulifeste zu sehen, weshalb ich mich auf die Mulligan beschränken möchte. (Der Name Múlligan oder Málanggan bezeichnet sowohl die bei den Festen eine grosse Rolle spielenden Schnitzereien, als auch die ganzen Feiern.) Diese Totenfeiern werden heute noch abgehalten in den Küstengebieten Nord-Neuirlands und auf den benachbarten Tabarinseln. Im Innern Neuirlands, soweit dort noch Leute wohnen, fehlen sie mit Ausnahme der Senke von Pánmafei, wo sie sich von einer Küste zur andern ausbreiten. Früher scheinen sie auch auf dem benachbarten Neuhannover und den kleinen Eilanden zwischen dieser Insel und Neuirland bekannt gewesen zu sein, und anderseits sind sehr wahrscheinlich einzelne isolierte Gebiete im Süden erst in neuerer Zeit zu solchen Feiern gekommen.

Sprachlich ist der ganze Verbreitungsbezirk kein einheitlicher. Vom Norden her reicht ein eng an die Neuhannoversprache anschliessender Dialekt nach Neuirland herüber, und weiter südlich folgen nicht weniger als fünf weitere melanesische Sprachen, die allerdings untereinander sehr nahe verwandt sind. Zu diesen sechs Gruppen reiht sich an der Westküste eine isolierte siebente mit einer nichtmelanesischen, sogenannten Papuasprache, und eine achte

endlich auf den Tabarinseln weist wiederum nahe Verwandtschaft auf mit einzelnen Teilen der Nordostküste Neuirlands. Anthropologisch ist zwischen den einzelnen Sprachgebieten kein Unterschied festzustellen. Wohl trifft man, wie an vielen Orten Melanesiens, auch hier auffällig verschiedene Typen, aber man kann sie nicht auf bestimmte Bezirke lokalisieren. Höchstens ist festzustellen, dass sich im äussersten Norden der Einfluss von sehr dunkeln Neuhannoverleuten bemerkbar macht, und dass auffällig viele Bewohner der Tabargruppe hellkaffeebraun sind. Sonst aber trifft man überall an denselben Plätzen Leute mit feinen Gesichtszügen neben solchen mit sehr groben, helle neben dunkeln, stumpf- und breitnasige neben solchen mit semitischem Profil, verhältnismässig grosse Individuen neben recht kleinen. Alle diese verschiedenen Formen sind lebendige Beweise für eine Vermischung verschiedener Einwandererströme mit altansässigen Volksgruppen, die anscheinend in Neuirland stärker und komplizierter war als in andern Teilen Melanesiens. Es ist deshalb zu erwarten, dass auch die Kultur der Insel keine einheitliche ist, und in der Tat zeigen sich selbst innerhalb des Mulligangebietes im Einzelnen starke Verschiedenheiten. Schon die Bestattungsweise ist nicht überall gleich. Von der Nordspitze der Insel bis hinunter an die Grenze des zusammenhängenden Verbreitungsgebietes der Mulligan herrscht Verbrennung vor. Südlich davon, und die isolierten Inseln der Mulligankultur einschliessend, folgt eine namentlich im Innern sich ausbreitende Zone, wo der Tote im Haus oder im Hofe beigesetzt und der Schädel später wieder ausgegraben und zum Teil übermodelliert wurde. Auf den Tabarinseln sollen Kremation und Erdbestattung nebeneinander vorgekommen sein, und endlich wurden im ganzen Mulliganbezirk Tote auch etwa ins Meer versenkt oder in Booten ausgesetzt. Verbrennung überwiegt allerdings weitaus. Die geschmückte und bemalte Leiche wird in einem mit Blättern und Blumen verzierten, tragsesselartigen Gestell festgebunden und dann in einem kistenartigen Scheiterhaufen verbrannt. Meistens werden die Knochenreste gesammelt, in der Hütte eines Angehörigen oder in einem Maskenhaus aufbewahrt und später, wahrscheinlich nach den grossen Totenfeiern, ins Meer geworfen. Wo an den Küsten und auf den Tabarinseln Erdbestattung Sitte ist, grub man früher die Knochen wieder aus und setzte sie nach dem grossen Feste in Höhlen bei, oder liess sie, namentlich die Schädel, zwischen den Wurzeln von

Bäumen vermodern. Oft trifft man noch heute, namentlich auf den Tabarinseln, ganze Haufen dieser Überreste.

Vorläufig kann noch nicht festgestellt werden, welche Bestattungsweise die alteingesessene ist, woher die andern kamen und namentlich nicht, welche ursprünglich mit unsern Totenfeiern zusammenhing, wenn auch die Verbrennung, als die am weitesten verbreitete, mit grösster Wahrscheinlichkeit dazu gehört.

Alle Bestattungsarten zeichnen sich durch verhältnismässig geringen Aufwand aus. Nur die nächsten Angehörigen und in der Hauptsache nur die Frauen nehmen daran teil, während die übrigen Leute des Dorfes wie gewöhnlich ihrer Arbeit nachgehen oder plaudernd, rauchend und Betel kauend herumsitzen. Lautes Klagegeheul begleitet die eigentliche Beisetzung, und ein Essen bildet den Abschluss der Feier. Ich hatte leider keine Gelegenheit, die Bestattung eines bedeutenden Mannes zu sehen, doch wurde mir erzählt, dass dann das Klagegeheul der Frauen drei Tage und drei Nächte dauert, dass jeden Tag ein Schwein geschlachtet und verspeist wird, und dass sofort nach der Beisetzung ein Essen mit mindestens 12 Schweinen stattfindet. Dieses Festessen scheint überhaupt immer der wichtigste Teil der Zeremonie zu sein, auch bei der Bestattung einfacher Leute. Wenn es nämlich die nächsten Angehörigen des Verstorbenen nicht bestreiten können, dann muss der Sippenälteste dafür aufkommen. Dies zeigt, dass den Bestattungszereemonien doch eine gewisse Bedeutung zukommt, wenn auch der dabei gezeigte Aufwand in keinem Verhältnis steht zu dem der viel später, oft Jahre nach dem Todesfall folgenden eigentlichen Totenfeiern, und wenn man auch häufig den Eindruck erhält, dass die Leute der Beisetzung eines Toten geradezu gleichgültig gegenüberstehen. Dies ist übrigens nicht nur in Neuirland so. Auch auf Manus, der grossen Admiralitätsinsel, sah ich, um ein anderes Beispiel anzuführen, wie sich spielende Männer kaum von ihrer Tätigkeit abhalten liessen, als ein Toter des Dorfes über den Platz getragen wurde, dem als einziges Geleite seine Witwe folgte. Es wäre jedoch falsch, den Hinterlassenen auf Grund solcher Beobachtungen Mangel an Gefühl vorzuwerfen. Wirkliche Trauer ist sicherlich vorhanden, wie ich dies sehr oft wahrnehmen konnte bei Leuten, die sich unbeobachtet glaubten. Aber ihre Äusserungen sind durch Sitte und Brauch in bestimmte Formen gewiesen. Eine solche Trauerform ist z. B. das Klagegeheul der Frauen, ebenso

wie die Lobpreisungen auf den Verstorbenen, womit die Witwen in Manus ihr Geschrei von Zeit zu Zeit unterbrechen. Dort wird übrigens in derselben Weise wie bei Toten geheult, wenn für Pflanzungen oder den Regierungsdienst bestimmte Leute das Dorf verlassen. Trotz aller dieser Beispiele kann nun aber die Trauer nicht als einziger Beweggrund der Bestattungsbräuche bezeichnet werden. Sicherlich spielt dabei auch die Furcht vor dem Verstorbenen eine sehr bedeutende Rolle. Empfindet doch der Tote nach allgemeiner Auffassung sein Ableben, das nur ausnahmsweise auf natürliche Ursachen zurückgeführt wird, als schweres Unrecht, wofür sich sein Geist oder seine Seele zu rächen versucht. Deshalb wünschen die Hinterlassenen, ihn mit seinem Schicksal zu versöhnen, und das bei keiner Beisetzung fehlende Essen ist die erste solche Massnahme, gewissermassen eine symbolische Opfergabe an den Verstorbenen. Weitere folgen dann später, anlässlich der grossen Totenfeiern, wo auch die Mulligan, die grossen Schnitzereien aufgestellt werden. Aber oft, wenn ein besonders einflussreicher Mann gestorben ist, der auch im Jenseits seine Bedeutung beibehält und deshalb besonders gefürchtet wird, stellt man sofort nach seinem Tode eine kleine, provisorische Statue her, die aufgestellt bleibt, bis die grossen an ihre Stelle treten. Ein Ausdruck der Furcht schien mir oft sogar die etwas zu auffällig zur Schau getragene Gleichgültigkeit zu sein. Es war gerade, als wollte man weder durch allzugrosse Teilnahme, noch durch auffällige Flucht aus dem Dorf die Aufmerksamkeit des Verstorbenen auf sich lenken.

Bevor wir nun auf die grossen Totenfeiern eingehen, müssen wir kurz festzustellen versuchen, wie sich der Neuirländer das Leben nach dem Tode vorstellt. Der Mensch hat nach seiner Auffassung verschiedene Seelen. Noch scheint bei ihm die primitive Anschauung einer Körperseele vorhanden zu sein, der Glaube an einen Stoff als Lebensträger, der in allen Teilen des Körpers, vor allem aber im Kopf sitzt und der im Toten in verborgener Weise fortlebt, zum Teil sich vielleicht auch als unsichtbarer Dämon in der Nähe des Verstorbenen herumtreibt. Die Verwendung von Teilen des Skelettes, vor allem des Schädels, zu Zauberhandlungen, wie dies z. B. auf den Regenmacherplätzen geschah, für Waffen, wie z. B. der Schienbeine oder der Armknochen für Speergriffe, und die Sitte, Schädel anlässlich der grossen Feiern auszustellen oder die Überreste der Kremation bis zu diesem Zeitpunkte aufzubewahren,

weisen auf solche Anschauungen hin. Eine zweite Seele, die Hauch- oder Atemseele, verlässt den Sterbenden durch den Mund und lebt nun vorerst unsichtbar in der Nähe des Dorfes. Es war nirgends mehr direkt festzustellen, dass man sie sich in einer bestimmten Form vorstellt; es scheint aber, dass die später zu erwähnenden *máselai* in Haifisch- oder Schlangenform mit ihnen in Zusammenhang stehen. An einzelnen Orten glauben die Eingebornen, dass diese Seelen lebend bleiben und ihnen schaden oder nützen können, aber sie wissen nicht, wo sie sich aufhalten. An andern Orten aber erfährt man, dass sie unter gewissen Bedingungen in ein unterirdisches Totenreich wandern, dessen Lage man nicht genau kennt, dessen Eingänge aber, die sich meistens in Höhlen oder Löchern auf kleinen Riffinseln befinden, an vielen Stellen gezeigt werden.

In weiterem Sinne scheint mit den Seelenvorstellungen ein merkwürdiger Geist im Zusammenhang zu stehen, der als unsichtbares Doppelwesen jedes Lebenden meistens auf Bäumen und an ganz bestimmten Plätzen lebt, und der mit dem Menschen, zu welchem er gehört, stirbt. Er wird *gass* oder *gais* genannt, während die den Körper verlassende Seele allgemein *tátanu* oder *tanuáto* heisst. Beim *gass* handelt es sich wahrscheinlich in erster Linie um totemistische Vorstellungen, worauf später näher eingegangen werden soll. Wir wollen zunächst nur festhalten, dass jeder Tote mindestens zwei Seelen besitzt, vielleicht sogar drei, die alle bei den Totenfeiern in Frage kommen.

Und nun diese Feiern selbst. Es ist nicht mehr einwandfrei festzustellen, wer sie vorbereitet und bezahlt. Dafür scheint keine feste Regel zu bestehen. Bald sind es die leiblichen Verwandten, bald Totemangehörige. Nur ganz ausnahmsweise übernimmt ein einziger, besonders reicher Mann allein die Vorbereitungen, und ebenso ausnahmsweise werden die Feste nur für einen einzigen Toten abgehalten. Frauen scheinen an den Vorbereitungen und an den Feiern wenigstens direkt nie beteiligt zu sein, abgesehen von gewissen Tänzen, die aber vielleicht ursprünglich nicht zu den Mulligan gehört haben. Dagegen werden verstorbene Frauen gleich wie die Männer geehrt.

Ist nun der Beschluss gefasst, ein Mulligan abzuhalten, so gilt es zunächst, einen oder mehrere Schnitzer für die Bildwerke zu finden. Nicht immer ist dies leicht, da heute nur noch wenige, meistens alte Männer die Kunst verstehen. Oft werden sie von weit

entfernten Plätzen, ja sogar von andern Inseln geholt und halten sich dann während der ganzen, oft viele Monate dauernden Arbeitszeit als hochgeehrte Gäste im Dorfe der Festgeber auf. Sie suchen nun zunächst im Walde geeignete Exemplare von *Alstonia villosa* oder *scholaris*, Bäumen, die sich durch weisses, sehr weiches Holz, ähnlich dem der Pappel, auszeichnen. Dann wird eine Werkhütte errichtet, worin die weitere, immer wieder durch Festlichkeiten unterbrochene Arbeit vor sich geht. Schon das Fällen der Bäume, ihr Transport ins Dorf, woran sich die ganze männliche Bevölkerung beteiligt, das Anzeichnen der Holzstücke, das Aushauen der Hohlräume in den Figuren, die Beendigung der Köpfe und die Einsetzung von Augen aus Schneckendeckeln, der Abschluss der feineren Schnitzarbeiten und das Waschen der Bildwerke, die Bemalung derselben und schliesslich ihre Aufstellung auf dem Festplatz, alle diese Stadien bieten Gelegenheit zu Festen, wobei der Schweinebraten nicht fehlen darf, und wo ganze Nächte hindurch gesungen, getanzt und auf den grossen Schlitztrommeln gespielt wird. So ist schon die Vorbereitung der Hauptzeremonie eine sehr kostspielige Sache, um so mehr, als die Schnitzer während der ganzen Zeit besonders ausgesuchte Speisen erhalten und sich für ihre Arbeit hoch bezahlen lassen, und sicherlich ist dies ein Grund, warum die Feste fast immer für mehrere Tote zusammen abgehalten werden, da sich auf diese Weise die Kosten verteilen. Die lange Vorbereitungszeit ist übrigens nicht bloss durch die komplizierte Arbeit an den Schnitzereien bedingt, sondern auch durch die grossen Pausen, die eingeschaltet werden müssen, um das Holz austrocknen zu lassen.

Die Herstellung der Bildwerke ist geheim, und namentlich haben die Frauen keinen Zutritt zu den Werkstätten. Ob diese Sitte bloss den Reiz der Überraschung wahren will, oder aber ob ihr tiefere Ursachen zugrunde liegen, konnte nicht festgestellt werden.

Was nun das Hauptfest selbst anbelangt, so wollen wir zunächst einer einfachen Feier folgen, die ich auf Tataū, einer der Tabarinseln, sah. Mitten im Dorf liegt dort ein von niedrigen Steinwällen umgebener Hof, ungefähr 60 Schritte lang und halb so breit, wie man ihn auf jenen Inseln in jedem Weiler trifft. Ein auf der Vorderseite offenes, mit Liegepritschen versehenes und den Männern als Aufenthaltsort dienendes Haus steht darin, und gerade davor

sind fünf Tote begraben, vier Frauen und ein Kind. Ihre Bestattung liegt weit zurück, in einem Falle sogar sieben Jahre. Jetzt erhebt sich neben den Gräbern ein zierliches Häuschen, aus Stecken aufgebaut und mit Palmwedeln gedeckt, reich geschmückt mit Schweineschädeln, mit bunten Krotonblättern, Moos und Federstäben. Vorn ist es offen und lässt den Blick frei auf vier, zum Teil über zwei Meter hohe, phantastische Holzfiguren, groteske menschliche Gestalten, die alle nach dem gleichen Muster gearbeitet sind, mit flügel- und federartigen Fortsätzen an den Köpfen, glotzenden Augen aus grünen Schneckendeckeln, grossen Köpfen auf unproportionierten Körpern. Auf einem dieser Mulligan sind zwei menschliche Figuren übereinander dargestellt, auf einem andern unter dem Menschen der Kopf eines Schweines. Alle Bildwerke sind grell bemalt, weiss, rot, gelb und schwarz. Man sagt mir, dass jede der Figuren einen der Toten darstelle, doch kann oder will man die Bedeutung des Schweinekopfes nicht erklären.

Durch eine hohe Wand aus Bambus- und Palmblättern ist der Festhof vor Neugierigen geschützt, namentlich vor den Frauen, die von der ganzen Feier ferngehalten werden. Drinnen sind am frühen Morgen einige Männer damit beschäftigt, auf einem Holzfeuer Steine zu erhitzen, andere haben bereits draussen fünf Schweine erwürgt und ausgeweidet, und nun werden die Tiere mit Kräutern und glühenden Steinen gefüllt, in grosse Bananenblätter eingewickelt, auf die Feuerstätte gelegt, mit heissen Steinen, Erde und Laub zugedeckt und sich selbst überlassen.

Im Dorf ist noch nichts Aussergewöhnliches zu bemerken, bis etwa um elf Uhr morgens, wo plötzlich schrille Warnrufe ertönen und die Leute nach allen Seiten in ihre Häuser flüchten. Vorsichtig spähend ist aus dem Wald ein maskierter Mann herangeschlichen, ein zweiter folgt ihm, ein dritter, und schliesslich sind es etwa ein halbes Dutzend, die jetzt bald in tollen Sprüngen das ganze Dorf durchmessen, überall von gellenden Schreien Fliehender empfangen, bald wieder trippelnd sich nach allen Seiten drehen, mit einem Stabbündel an die Hauswände und Palmstämme schlagen, oder mit Klappern aus Muscheln rasseln. In allen ihren Bewegungen erinnern sie lebhaft an Vögel, und auch ihre Verkleidung, namentlich das Blätterkleid mit einem weit abstehenden Schwanz, deutet auf solche Tiere hin. Bald fühlen sich die Maskierten, die aus einem befreundeten Nachbardorfe stammen, als Herren des Platzes. Hier

und dort nehmen sie Taroknollen, Kokosnüsse und Bananen, die man ihnen allerdings bereitgestellt hat, als willkommene Beute in Besitz. Inzwischen ist ihnen eine zweite Gruppe von Verkleideten gefolgt. Sie trägt Holz- und Rindenbastmasken mit riesigen Stoffohren, Farnkrautschürzen und ist mit Speeren bewaffnet. Zu dreien ziehen diese Leute von Haus zu Haus, kauern am Eingang eines jeden in einer Reihe hintereinander nieder und fordern, die Muschelrasseln ertönen lassend, ihren Tribut, der ihnen bereitwillig gebracht wird, sei es in Form von Muschelgeld, sei es als Tabak oder als Glasperlen. Kein Haus wird bei diesem Umgang übersehen, und schwer beladen versammeln sich schliesslich alle Maskierten in einem abgelegenen Männerhofe, um sich dort ihrer Vermummung zu entledigen und die Beute zu verteilen.

Genau um Mittag ruft ein Trommelsignal die Männer und ihre Gäste in den Festhof. Dort liegen jetzt auf einer Blattunterlage die gebratenen Schweine, rings umgeben von Haufen von gebackenen Taroknollen. Langsam füllt sich der Hof, und schweigend hocken die Männer nieder. Ein neues Trommelsignal ertönt, und nun erhebt sich ein alter Mann, berührt eine der Statuen im Häuschen, hält in der andern Hand einige Schnüre Muschelgeld hoch und erklärt mit lauter Stimme, dass er diesen Mulligan bestellt habe und ihn jetzt bezahle. Schallend ruft er dann, gegen die Statue gewandt, den Toten an, als ob dieser selbst vor ihm stehe, und weist ihm das Muschelgeld, sowie das ausgebreitete Essen vor. Dreimal wiederholt sich dieser Vorgang, bis alle Statuen vorgestellt und bezahlt sind, und während der ganzen Zeremonie herrscht feierliche Ruhe. Auch draussen im Dorfe ist es totenstill.

Nach grosser Pause erheben sich sechs Männer miteinander. Mit langen Muschelgeldschnüren umspannen sie die Schweine auf dem Boden. Es handelt sich um die Bezahlung dieser Tiere, die wiederum angesichts der Mulligan erfolgt. Dann endlich beginnt das Festmahl. Besonders schöne Stücke der zerteilten Schweine werden für einige Zeit zu Füssen der Schnitzereien gelegt. Gleichmässig wird jeder der Anwesenden bedacht. Ein Teil des Essens wird an Ort und Stelle verzehrt, der Rest eingepackt und mitgenommen. Auch jetzt hört man kaum ein lautes Wort. Nochmals ertönt ein Trommelsignal, und damit ist die Feier zu Ende, die nur für kurze Zeit nochmals auflebt, als die schwer beladenen, zum Teil wieder maskierten Gäste das Dorf verlassen.

Der Sinn der ganzen Zeremonie scheint ziemlich klar zu sein. Die Maskierten zunächst heissen gass und tatanu. Wie schon bemerkt wurde, bedeuten diese Namen auch dämonenartige Doppelwesen der Menschen und Seele der Verstorbenen. Trotzdem die Leute nichts mehr davon zu wissen behaupten, liegt es deshalb doch nahe, in den Masken Verkörperungen dieser Geister und Seelen zu sehen. Die Geschenke, die man ihnen verabreicht, dürften deshalb nicht bloss auf Bettelei zurückzuführen sein, sondern Opfer an diese Geister bedeuten.

Die Bildwerke wurden mit den Namen der Verstorbenen oder sogar als diese selbst bezeichnet. Es kann also kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass es sich um Ahnenstatuen handelt, und zwar nicht um Wiedergaben unbekannter Verstorbener, von Geistern und Seelen im allgemeinen, sondern um Verkörperungen der Toten, zu deren Ehren die Feier veranstaltet wurde. Diese selbst sind also Zeugen der während des Festes erfolgten Zahlungen, und auch das Essen ist eigentlich ihnen geweiht, worauf die Sitte des Niederlegens ausgewählter Stücke zu ihren Füßen noch hinweisen dürfte. So scheint die ganze Zeremonie eine Ahnenfeier im engsten Sinne zu sein, hervorgegangen aus der Furcht vor den Seelen der Abgeschiedenen, um die Toten mit ihrem Schicksal zu versöhnen, ihre Rache von sich abzuwenden oder gar ihren Schutz zu gewinnen, und vor allem, um sie zu bewegen, ins Totenreich einzugehen. Dass aber die Furcht vor den Verstorbenen nach der Feier nicht verschwunden ist, dafür zeugen die Maskierten, die ja nicht spezielle Abgeschiedene, sondern Seelen im allgemeinen verkörpern, und dafür spricht vor allem die Tatsache, dass die Plätze, wo man die Mulligan nach den Festen vermodern lässt, ängstlich gemieden werden. Nach verschiedenen Aussagen steht es eben den Toten jederzeit frei, aus ihrem unterirdischen Reiche wieder zu den Lebenden zurückzukehren.

Etwas andern Charakter hatte eine grosse Feier, die ich in Lémakot auf Neuirland sah. Dort war abseits der Häuser im Wald ein grosser Platz gerodet und mit hohen Bambuswänden eingehagt worden. Der Eingang befand sich auf einer Schmalseite, deren Ecken mit vorspringenden, aus Rotang hergestellten Verzierungen in Form eines Fischrachens geschmückt waren. Am frühen Morgen waren die Schnitzwerke, es handelte sich diesmal um zehn, in der Hütte des Festhofes aufgestellt und Haus und Hof wiederum mit

Palmwedeln verschlossen worden. Am Nachmittag tanzten Knaben auf dem Dorfplatz mit Masken, die dem tatanu-Typ von Tatau sehr ähnlich waren. Die Tänzer wurden aber hier nicht beschenkt. Am Abend fand die feierliche Eröffnung des Mulliganhofes statt. Vor dem jetzt offenen Hause knieten die das Fest veranstaltenden Männer in vier Reihen hintereinander, davor drei mit den grossen Kopfmasken aus Holz mit riesigen, flügelartigen Ohren, die zu den ausgestellten Schnitzereien gehörten. Sie waren so schwer, dass ihre Träger auf beiden Seiten gestützt und die Masken erst noch von Kameraden vor dem Umkippen bewahrt werden mussten. Der ganze Hof war mit Zuschauern angefüllt, worunter sich auch eine grosse Zahl von Frauen und Kindern befanden. Wieder war, wie auf die Tatau, die feierliche Ruhe der Menge bewundernswert. Ein Garamut, eine hölzerne Schlitztrommel, wurde in einfachem Rhythmusgeschlagen, wozu die knieenden, völlig mit Kalk beschmierten Männer den Oberkörper in ruckartigen Bewegungen hin und her, nach vorn und nach hinten warfen. Die Hände hielten sie dabei auf dem Rücken gefaltet. Langsam richteten sie sich auf, immer mit diesen ruckhaften Bewegungen. Schliesslich sprangen sie aus der knieenden in die Hockstellung, woraus sie sich wiederum Ruck um Ruck bis zur völlig gestreckten Haltung erhoben und nach einem letzten Schlag des Garamuts die gekalkten Hände zusammenschlugen, so dass der Staub in ganzen Wolken davonflog. Damit war der Tanz zu Ende, und die grossen Masken wurden wieder neben den andern Schnitzereien im Hause aufgestellt. Alles strömte nun herbei, um die Kunstwerke zu bewundern. Dann hielt einer der Dorfältesten eine grosse Rede zu Ehren der Verstorbenen und der Veranstalter, und zum Abschluss erfolgte auch hier die Bezahlung der Mulligan und der Schweine. Einer nach dem andern traten die Veranstalter vor die Hütte, riefen laut aus wen und was sie zu bezahlen hatten, und eine Frau oder ein Kind aus ihrer Familie legte das Muschelgeld zu Füssen der betreffenden Schnitzerei, wo es nachher vom Eigentümer weggenommen wurde. Dann verteilten sich die Männer in die einzelnen Höfe des Dorfes, wo sie nach Sippen gesondert das Festmahl hielten.

Bis zu diesem Abschnitt ist das Fest von Lemakot dem früher geschilderten von Tatau durchaus ähnlich, wenn auch seine Bedeutung als Ahnenfest lange nicht so eindrücklich zur Geltung kommt und wenn auch namentlich die Schnitzereien nicht als Verkörperungen

der Verstorbenen behandelt werden wie dort. Leider konnte ich gerade über den Tanz, den interessantesten Teil der Feier, nichts erfahren. Die Leute sagten, er gehöre eben zum Mulligan und waren nicht zu bewegen oder nicht imstande, mehr zu erklären. Immerhin schien mir doch aus einigen Äusserungen hervorzugehen, dass es sich bei den grossen Kopfmasken um die Darstellung von Ahnen handelt. PARKINSON berichtet übrigens, dass zu Beginn unseres Jahrhunderts die Zuschauer beim Erscheinen solcher Masken, die damals immer mit dem Namen eines Verstorbenen bezeichnet wurden, in lautes Klagen ausgebrochen seien. Es handelte sich also um die Darstellung eines ganz bestimmten Toten, während man heute höchstens noch von Ahnenmasken allgemeiner Art sprechen kann.

Eine Woche nach Eröffnung des Mulliganhauses fand in Lemakot die Haupt- und Schlussfeier der langen Reihe von Veranstaltungen statt. 21 Dorfschaften waren dazu eingeladen worden, und jede derselben musste mit einem Männer- und einem Frauentanz aufwarten, wofür sie von den Veranstaltern bezahlt wurden. Prunksucht und Tanzfreude hatten zu einem solchen Aufmarsch geführt, dass man entgegen der Regel schon am frühen Vormittag anstatt erst um zwölf Uhr mittags mit den Vorführungen begann, die übrigens auf dem grossen Dorfplatz und nicht in dem viel zu kleinen Mulliganhof stattfanden. Es würde zu weit führen, die Tänze alle beschreiben zu wollen, umsomehr als sehr wahrscheinlich ursprünglich nicht alle zu den Mulligan gehörten. So sind sicherlich eine ganze Anzahl von fremden Inseln her eingeführt worden, andere auch von der Mission. Ferner darf man nicht vergessen, dass sich die Phantasie einzelner besonders Begabter gerade in der Erfindung neuer Tänze recht häufig auswirkt. Man kennt aus den letzten Jahrzehnten verschiedene solcher Neubildungen, deren Aufführungsrecht vom Schöpfer und später von seinen Erben von Fest zu Fest verkauft wurde. Und schliesslich sind die Neuirländer ein so tanzfreudiges Volk, dass sie in neuerer Zeit, mit dem Schwinden der Kenntnis von der Bedeutung der Feiern, sicherlich nicht gezögert haben werden, auch solche Tänze aufzuführen, die ursprünglich zu ganz andern Festlichkeiten gehörten. Ohne zu versuchen, eine reinliche Scheidung von Altem und Neuem vorzunehmen, möchte ich nur kurz auf die bedeutendsten Vorführungen eintreten und vor allem die Tänze hervorheben, die mit der Bedeutung der Feier zusammenzuhängen scheinen.

Allgemein ist vorauszuschicken, dass Männer und Frauen immer getrennt tanzen. Garamut, oder sanduhrförmige, mit Eidechsenhaut überspannte Trommeln, oft auch nur Bambusstücke, die mit Holzstöcken geschlagen, oder mit den offenen Enden auf den Boden gestossen werden und dadurch einen dumpfen Ton erzeugen, dienen als Begleitinstrumente. Meistens werden die tanzenden Männer ausserdem von einem Chor begleitet, während die Tänzerinnen immer selbst singen, mit schrillen und gellenden Stimmen, die vom Ohr des Europäers durchaus nicht angenehm empfunden werden. Sowohl die Männer- als auch die Frauengruppen besitzen stets zwei bis drei Vortänzer, an deren Kunst besonders hohe Anforderungen gestellt werden. Aber auch bei den andern Teilnehmern ist immer wieder bewundernswert, wie genau sie jede Figur und jeden Schritt der Vorführung beherrschen. Nur durch andauernde Übung kann solche Vollkommenheit erreicht werden, und in der Tat vergeht in den Dörfern kaum ein Abend, wo sich nicht einige Leute zu einer solchen Probe zusammenfinden.

Viele Vorführungen sind pantomimischer Art. Entweder stellen sie eine alltägliche Begebenheit dar, wie z. B. das Speeren von Fischen auf dem Riff und den Fang von Haien auf hoher See mit den Neuirland eigentümlichen Fallen, oder aber sie schildern eine historische Begebenheit. So wurde z. B. ein vor Jahren stattgehabter Überfall auf einen europäischen Schoner in wundervoller Anschaulichkeit wiedergegeben, als Einführung zu einem andern Tanz die Verhaftung eines Schwarzen durch die europäische Polizei, was zeigt, wie immer wieder neue Motive auftauchen. Es ist nun sehr wohl möglich, dass die pantomimischen Vorführungen allgemeiner Art auch auf historische Ereignisse zurückgehen. Man kann sich z. B. denken, dass ein besonders erfolgreich verlaufener Zug zum Fang von Haien, oder, wenn wir an den Zusammenhang mit den Totenfeiern denken, eher noch eine tragisch ausgegangene Expedition den Anlass zur Erfindung dieses speziellen Tanzes gab, der dann eben, weil er gefiel, immer wieder aufgeführt wurde. Genau so ist es auch möglich, dass die Darstellungen des Schonerüberfalles oder sogar der Verhaftung des Schwarzen durch die Polizei anfänglich ebenfalls aufgeführt wurden, weil sie mit dem Tode von Eingebornen in Verbindung standen, denen zu Ehren man damals die ganze Mulliganfeier veranstaltet hatte. Es ist also sicher nicht ausgeschlossen, dass gerade die pantomimischen Tänze eigentlich zu den Totenfesten gehörten.

Andere Vorführungen, deren Bedeutung ganz unklar ist, haben sehr stark erotischen Charakter, und weiter spielen die alten Kriegstänze eine grosse Rolle. So bleibt mir vor allem ein *sassálle*, ein Speertanz, unvergesslich. Da sieht man die Tänzer unendlich behutsam den Feind anschleichen. Mit wildem Geheul stürzen sie sich dann plötzlich auf die Überraschten, werfen sie ihre Speere, stechen und parieren sie mit dem letzten, in der Hand behaltene. Jetzt stürmen sie mit lautem Siegesgeschrei den Weichenden und Flüchtigen nach, jetzt müssen sie sich selbst ihrer Haut wehren, und als ob ihnen der Tod im Nacken sässe, kauern sie am Boden, mit ihrer Waffe die von allen Seiten drohenden Speere zur Seite schlagend. In gewaltigen Sprüngen setzen sie dann wieder über den Platz, um in höchster Not immer die charakteristische Hockstellung einzunehmen. Blitzschnell wechseln die Bilder, bis der Höhepunkt erreicht ist und gellender Jubel die Niederlage des Feindes anzeigt.

Mit Leib und Seele sind die Leute gerade bei diesen Tänzen dabei, und um so bewundernswerter ist ihre Kunst, als nur die eine Kampfpartei dargestellt wird. Trotzdem lebt man alle Phasen des Kampfes fiebernd mit, und nachher staunt man ob der ungeheuren Ausdauer der Tänzer, die sich stundenlang, im glühenden Sonnenbrand, ihrer Leidenschaft bis zur völligen Erschöpfung hingeben.

Wenn auch bei diesem Speertanz, der früher auch vor und nach Kriegszügen und nicht bloss während der Mulliganfeiern aufgeführt wurde, andere Motive als solche der Totenehrung vorhanden sind, so dürften doch diese letztern sehr stark in Betracht fallen. Sehr wahrscheinlich ist also auch dieser Tanz schon früher ein Teil der Totenfeiern gewesen.

Bei einer ganzen Anzahl von Männertänzen werden Masken und anderer auffälliger Schmuck verwendet. In erster Linie sind da die raupenhelmartigen Kopfmasken zu nennen. Dieser merkwürdige Putz geht auf die alte Haarfrisur der Neuirländer zurück, welche in der Medianlinie des Kopfes einen raupenartigen Haarwulst wachsen liessen und mit Kalk bleichten, während die beiden Seiten glatt rasiert und mit Kalk oder Farbe überschmiert wurden. Heute ist diese Frisur längst verschwunden, aber noch erinnern die Masken daran. Diese wurden jedoch früher, als die alte Haartracht noch üblich war, ebenfalls schon gebraucht. Fast immer weisen die einzelnen Stücke eine schnauzenartig vorstehende untere

Gesichtspartie auf. Diese Masken werden meistens als *tátanu* bezeichnet, etwa auch als *kípong* oder *kípang*. Wie schon bemerkt wurde, bedeutet *tátanu* Seele, Geist eines Toten, und dass wirklich Ahnen in den Masken verkörpert sind, geht auch daraus hervor, dass auf dem benachbarten Neuhannover jedes einzelne Stück mit dem Namen eines Verstorbenen bezeichnet wird. Die Tänze der *kípong* oder *tátanu* sind immer pantomimischer Art. Meistens veranschaulichen sie in äusserst drastischer Weise Liebes- und Kampfszenen. Ob es sich dabei um Darstellungen aus dem Leben der Verstorbenen, aus dem jenseitigen Leben derselben, oder um solche rein mythologischer Art handelt, war nicht festzustellen. Jedenfalls aber steht fest, dass es sich auch hier um einen Teil des Ahnenkultes handelt. Sehr merkwürdig ist ferner, dass auch die Tänzer, welche weibliche Rollen zu übernehmen haben, gleich wie die männlichen maskiert sind, wie übrigens auch auf den Mulligan sehr oft weibliche Darstellungen kaum von männlichen zu unterscheiden sind.

Sind die *Kípong*tänze eine der grössten Attraktionen des Festes, da ihre Komik eine sehr deutliche wird, so erfreuen sich gleichfalls grosser Beliebtheit die wiederum als *kípong* bezeichneten Vorführungen junger, als Frauen verkleideter Männer, welche sich aus Kokosnüssen geschnittene Brüste umbinden und genau die Frauentänze kopieren. Ob es sich dabei, wie vielleicht auch bei den andern *Kípong*tänzen, um Zeremonien handelt, die in der Vorstellung von zweigeschlechtigen Wesen wurzeln, ist eine durchaus offenstehende Frage.

Eine ganze Anzahl von Maskentänzen veranschaulichen das Leben gewisser Tiere. Da treten z. B. vier Männer auf, die Eulenmasken aus Farnkraut, Federstreifen und bemalten Kokoschalen als Augen tragen. Sie geben die typischen Bewegungen dieser Vögel in so wundervoller Weise wieder, dass keiner, der auch nur einmal eine Eule gesehen hat, im Zweifel darüber sein kann, dass dieser Vogel dargestellt wird. Zu andern Tänzen werden Eberkopfmasken getragen, wieder andere stellen den Kampf von Vögeln mit Schlangen in entsprechenden Verkleidungen dar.

Neben den eigentlichen Masken braucht man auch Schmuckstücke, die mit Tierabbildungen verziert sind. So wurde in Lemakot wiederholt der *búal*-Tanz aufgeführt, wobei die Tänzer eine vielleicht aus der grossen Kopfmaske hervorgegangene Bastraupe auf

dem Kopf festgebunden hatten, die mit einem geschnitzten Vogel geschmückt war. Und auch der den Abschluss der ganzen Feier bildende Tanz lang máni, der spät am Abend zur Aufführung kam, war ein solches Schaustück. Auf der Strasse nahten sich die Tänzer in Viererreihen zum Gesang alter Lieder, deren Texte nur noch aus verstümmelten und zusammenhangslos aneinandergereihten Worten bestehen. Über den ganzen Körper verteilt trugen sie hellgelb gefärbte, pelzartige Bastbinden, auf dem Kopf Hauben aus Hühner- und Papageienfedern mit zwei langen Büscheln als Ohren und einem grossen Mittelkamme, in der einen Hand ein Blätterbüschel, in der andern den ausgestopften oder aus Holz geschnitzten Kopf eines Nashornvogels. Nachdem sie auf dem Dorfplatz im voraus für ihren Tanz bezahlt worden waren, zogen sie weiter zum Mulliganhof, wo die riesigen Zuschauermassen bereits, abgesehen von der Seite mit dem Eingang, die Bambuswände niedrigerissen hatten. Durch das Tor betrat nun ein Tänzer nach dem andern den Hof. Den Nashornvogelkopf hielten sie jetzt im Munde, und die ganze scheue Art dieses Vogels wurde durch Wendungen, Schritte und Drehungen aufs schönste wiedergegeben. Nach einer grossartigen Schlußszene warfen die Tänzer ihren Schmuck zu Füßen der Mulligan. Dieser letzte Teil des Tanzes und der ganzen Feier wurde von den Eingebornen mit dem Ausdruck „die Vögel fliegen davon“ bezeichnet. Es wird später auf alle diese Tierdarstellungen zurückzukommen sein.

Während die Männertänze fast ausnahmslos sehr bewegt, ja wild sind, zeichnen sich die Vorführungen der Frauen durch ein gemessenes, oft geradezu feierliches Tempo aus. Langsam schreiten die Vortänzerinnen gegen die Hauptgruppe, umkreisen diese und durchkreuzen ihre geöffneten Reihen. In den Händen schwenken sie Blätter- und Blumenbüschel, die neben der Haube aus Pandanusblättern und der Gesichtsbemalung ihren einzigen Schmuck darstellen. Ebenso genau wie die Männer haben sie ihre Bewegungen einstudiert; aber das langsamere Tempo und die unzähligen Wiederholungen einzelner Figuren erwecken viel schneller den Eindruck von Eintönigkeit und ermüden den Zuschauer viel rascher als die lebhaften Männervorführungen.

Ich glaube nicht, dass die Frauentänze früher zu den Totenfeiern gehörten, da sich aus ihnen keine Beziehungen zur Ahnenverehrung erkennen lassen, und da, wie wir gesehen haben, noch

heute an einzelnen Orten zu grossen Teilen der Gesamtfeier keine Frauen zugelassen werden.

Auch in Lemakot besaßen die Schnitzereien wie in Tatau nach dem Feste keinen Wert mehr als Kultobjekte. Man liess sie im Mulliganhaus stehen oder versorgte sie anderswo, bis sie ein Fremder kaufte. Einzelne wurden auch von Eingebornen aus Nachbardörfern erworben, um sie für ihre eigenen Feiern nochmals zu verwenden, aber diese Sitte ist höchst wahrscheinlich erst in jüngster Zeit als Degenerationserscheinung aufgetreten. Früher hatten die Mulligan nach den Festen überall gar keine Bedeutung mehr. So berichtet die Gazelleexpedition von 1875, dass sie in einem Dorfe der Westküste, wo die Feier offenbar noch nicht beendet war, die Schnitzereien um keinen Preis kaufen konnte, während ihnen diese an Nachbarorten, wo es sich offenbar um gebrauchte Stücke handelte, in den grössten Mengen und zu den billigsten Preisen offeriert wurden. Ich selbst hatte beim Kauf im allgemeinen ebenfalls keine Schwierigkeiten, solange es sich um gebrauchte Stücke handelte. Nur bei einem einzigen Typ zeigten sich die Eingebornen merkwürdig abgeneigt, einen Handel einzugehen. Es waren die Mulliganpuppen, die einen aus Holz geschnitzten Kopf und einen Körper aus Schnüren und Rotang oder Moos aufweisen. Trotzdem man mir an verschiedenen Orten versprach, eine solche Puppe nach dem Feste zu überlassen, war sie überall schon verbrannt, wenn ich zum Kauf schreiten wollte, und der Kopf, der meistens aufbewahrt und wieder verwendet wird, sorgfältig versteckt. Auch andere Reisende klagten über dieselben Schwierigkeiten, trotzdem diese Puppen kaum bedeutendere oder für die Kulthandlungen wertvollere Objekte sein können als die reinen Schnitzereien. Vielleicht liegt der Grund darin, dass die Köpfe der Puppen meistens gemeinsames Eigentum einer grössern Anzahl von Männern sind, die sich auch in den Gewinn beim Ausmieten des Kopfes teilen. In solchen Fällen von Kommunalbesitz ist es immer sehr schwierig und meistens ganz unmöglich, einen Kauf abzuschliessen.

Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass die Mulligan ausgesprochene Ahnenfeiern sind. Als solche werden sie auch von den Eingebornen bezeichnet, und immer weiss man ganz genau, zu wessen Ehren man das Fest abhält. Wir haben auch gesehen, dass in Tatau die Schnitzereien sogar als die Toten bezeichnet

wurden, was völlig im Sinne der ganzen Feier liegt. In Lemakot dagegen, und auch an vielen andern Orten Neuirlands, war dies nicht immer der Fall. So stand in Medina ein Mulliganhaus mit elf Bildwerken, worauf im ganzen zwölf menschliche Figuren abgebildet waren. Für zwölf Verstorbene war auch das Fest abgehalten worden, aber nur eine einzige Statue stellte den Toten selbst dar. Alle andern menschlichen Darstellungen wurden als Leute aus sagenhafter Vorzeit bezeichnet. Auf den Mulligan von Lemakot war kein einziger Toter dargestellt, sondern ausschliesslich solche sagenhafte Gestalten. Unpersönliche Ahnenbilder stehen also hier an Stelle der persönlichen.

Alle Schnitzereien weisen die verschiedenartigsten Tierdarstellungen auf, fast immer in Verbindung mit menschlichen Figuren und oft in phantastischer Ausführung. Besonders zahlreich sind Fische, speziell fliegende Fische und Haie, wiedergegeben, dann Vögel und Schlangen, seltener Schweine, Krebse, Muscheln und Korallen. Pflanzen sieht man sozusagen nur in Form von essbaren Früchten dargestellt. Ferner treten hin und wieder Hausgeräte und Waffen und vereinzelt auch der Mond auf. Es würde zu weit führen, auf alle diese Einzelheiten einzugehen. Hier soll der Hinweis auf die Tierdarstellungen genügen. Er führt uns wieder zurück auf die Tiertänze und zeigt mit diesen, dass in den Feiern nicht nur Ahnenerungen im engsten Sinne des Wortes zu suchen sind, sondern dass sie noch andere Elemente enthalten müssen. Zunächst liegt es nun nahe, die dargestellten Tiere mit den totemistischen Systemen der Neuirländer in Zusammenhang zu bringen, d. h. mit der Einteilung der Bevölkerung in bestimmte, nach Tieren benannte Gruppen. Ursprünglich liegt dieser Sitte wahrscheinlich die Auffassung zugrunde, von einem solchen Tier abzustammen, die vielleicht selbst wieder mit Vorstellungen von der den toten Körper in Tierform verlassenden Hauchseele in Zusammenhang zu bringen ist. Diese Seelentiere sind möglicherweise später zu Totemtieren geworden.

In Nord-Neuirland und auch auf den Tabarinseln ist die Bevölkerung überall in Clans eingeteilt, die nach Vögeln benannt sind. Meistens sind es deren zehn, während im Süden der Hauptinsel, aber noch in unser Untersuchungsgebiet hineinreichend, an ihre Stelle zwei nach dem Seeadler (*Haliaetus leucogaster*) und dem Fischadler (*Pandion leucocephalus*) benannte Klassen treten.

Diese sind auch unter den Clans des Nordens vorhanden, ohne aber durch grössere Bedeutung herauszusteichen. Keiner der Totemvögel geniesst heute besondere Verehrung, wie dies an andern Orten üblich ist. Die Angehörigen einer Gruppe dürfen ihr Totemtier ungestraft töten, ja sogar essen. Mit einigen wenigen Ausnahmen existieren auch keine Überlieferungen, welche die Menschen von solchen Tieren abstammen lassen, oder auch nur sagenhafte Vorfahren mit ihnen in Beziehung bringen, wie dies in andern Gebieten ebenfalls vorkommt. Nur in einem einzigen Dorfe erzählte man mir noch Bruchstücke einer Sage vom Seeadler, der früher ein mächtiger Krieger gewesen sei. Im allgemeinen sind heute die Totemclans einzig und allein wichtig als Heiratsklassen. Angehörigen desselben Clans ist die Ehe miteinander strengstens untersagt, da sie Blutschande gleichkäme.

Berichte der ersten europäischen Besucher lassen vermuten, dass schon damals die Totemclans nur als Heiratsgruppen von Bedeutung waren. Auf Tabar wurde mir aber erzählt, dass man früher auf Kriegszügen einen in einen Käfig eingeschlossenen, aus Holz geschnitzten Vogel mitgeführt habe, um sich den Erfolg zu sichern. Allem Anschein handelte es sich dabei um Totemvögel, die also damals noch eine grössere Rolle spielten als heute. Es ist deshalb durchaus wahrscheinlich, dass früher, vielleicht lange vor Ankunft der ersten Europäer, der Kult dieser Totemvögel in hoher Blüte stand, oder dass Einwanderer aus einem Gebiet mit hoch entwickelter totemistischer Kultur nach Neuirland kamen, wo dann ihre Überlieferungen unter dem Einfluss der bodenständigen Vorstellungen mehr und mehr verloren gingen. Jedenfalls liegt es nahe, die auf den Mulligan abgebildeten Vögel und auch die Vogeltänze als Reste dieser Totemverehrung anzusehen. Nun sind aber nicht alle abgebildeten Vögel Totemtiere. Diese andern könnte man als Zeugen für ausgestorbene und vergessene Totemgruppen ansehen, oder aber als freie Phantasieprodukte besonders origineller Künstler, die, als man die Bedeutung der abgebildeten Vögel schon nicht mehr kannte, ohne Hemmungen neue Motive schaffen konnten.

Eine weitere Untersuchung der Totemsysteme ergibt, dass jeder Vogelclan Untergruppen besitzt, die entweder nach Schlangen oder nach Haifischen benannt werden, und zwar nach ganz bestimmten, mit besondern Namen bezeichneten und an einem bestimmten Orte wohnenden Tieren, während die Vogelclans die ganze Spezies und

nicht einen einzigen Vertreter derselben als Totem besitzen. Eine Überlieferung ist bekannt, welche den Menschen von einem solchen Untertotem, die man überall als *máselai* oder *másili* bezeichnet, abstammen lässt. Recht häufig glaubt man, dass die Menschen nach ihrem Tode je nach ihrer Zugehörigkeit zu Haien oder Schlangen werden. Deshalb die früher üblichen verschiedenartigen Bestattungen. Mitglieder von Schlangengruppen wurden beerdigt, die der Haigruppen ins Meer geworfen oder in Booten ausgesetzt, und in entsprechender Weise verfuhr man mit den Kremationsüberresten. Vereinzelt trifft man auch auf die Auffassung, dass ein *máselai* der Abstammungsort der betreffenden Gruppe sei, wahrscheinlich ist dies aber eine Degenerationsform der echten *máselai*. Am Wohnort dieser Totemtiere leben auch die *gass*, die früher schon erwähnten Doppelgänger der Menschen, die am Fest in Tatau in Vogelform erschienen.

Im Gegensatz zu den Totemvögeln geniessen die *máselai* allseitige Verehrung. Den Angehörigen ihrer Gruppe sind sie freundlich gesinnt, aber nur wenige Bevorzugte, meistens die Sippenältesten, verstehen es, mit ihnen in Verbindung zu treten und ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Fremde *Máselai*plätze werden ängstlich gemieden, und wiederholt wurden mir Geschichten von Leuten erzählt, die den Tod erlitten, weil sie unvorsichtigerweise einem solchen Orte nahe kamen. Ihren Angehörigen aber helfen die *máselai* beim Fischfang und im Kriege. Sie sind ferner die Wächter über die sexuelle Reinheit ihrer Gruppe und bestrafen Schuldige aufs strengste. Neben ihrer tierischen Gestalt können sie auch menschliche annehmen. So erscheinen diese Untergruppen im Gegensatz zu den Vogelclans noch sehr lebendig, noch völlig im Vorstellungsleben der Bevölkerung verwachsen. An einzelnen Orten, besonders auf den Tabarinseln, sind sie sogar so bedeutend, dass die Vogeltotems daneben ganz verblassen. Schlangen und vor allem Haigruppen werden dort als Heiratsklassen genannt, und an vielen Orten steht ein förmlicher Haikult in Blüte. Aber auch in Neuirland trifft man hin und wieder kleine Kultplätze mit roh zugehauenen Haifischen aus Stein und menschlichen Knochen, wo durch Beschwörungen und Opfer Erfolg beim Fischfang erfleht wird.

Es ist noch nicht möglich, das Bestehen der verschiedenen Totemsysteme im gleichen Bezirk eindeutig zu erklären. Wohl kann man annehmen, dass sich die älteste Form der Clantotems

zu den zwei Klassen vereinfacht hat, und dass das Totemtier mit schwindender Bedeutung als Ahn mehr und mehr zum individuellen schützenden Wesen wird, wie es schon die *máselai* bis zu einem gewissen Grade sind, oder schliesslich wie die *gass*, die geisterhaften Doppelgänger der Lebenden in tierischer und menschlicher Gestalt, die sogar nicht einmal mehr Schutzfunktionen besitzen, sondern genau das gleiche Schicksal erleiden wie die Lebenden. Ob nun aber die Weiterentwicklung dieser Formen zum unpersönlichen Ahnenkult und schliesslich zur speziellen Verehrung der Verstorbenen führt, kann nicht entschieden werden. Es ist nämlich nicht einmal sicher oder sogar unwahrscheinlich, dass die ebenerwähnten totemistischen Formen Teile einer Entwicklungsreihe sind. Wäre dies der Fall, so würde man sicherlich nicht mehr alle ihre Stufen noch heute am gleichen Orte nebeneinander vorfinden, sondern nur noch die höchste allein oder doch weitaus überwiegend. Und noch unverständlicher wäre es, dass in einer solchen Entwicklungsreihe ganz verschiedene Tiere als Totem vorkommen, dass von Vögeln zu Haien und dann wiederum zu Vögeln übergegangen wird. Man muss aus allen diesen Überlegungen heraus vermuten, dass es sich ursprünglich um mindestens zwei Totemsysteme handelt, die erst nach ihrer fertigen Ausbildung miteinander in Berührung kamen und sich dann gegenseitig beeinflussten.

Um wieder auf unsere Schnitzereien zurückzukommen, so liegt es nun nahe, die darauf abgebildeten Fische und Schlangen mit den *máselai* in Zusammenhang zu bringen, so wie die darauf dargestellten Vögel mit den Vogeltotems in Beziehung gebracht wurden. Da ist zunächst auffällig, dass die beiden Tiergruppen sozusagen auf allen *Mulligan*, gerade so wie in einigen Tänzen miteinander, und oft auch die Fische und Schlangen im Kampf stehen mit den Menschen, die ihrerseits von den Vögeln geschützt werden. Auch das stützt unsere Hypothese, dass sich die beiden Totemsysteme ursprünglich fremd sind, dass das später hinzugekommene dem älteren feindlich gesinnt war. Allerdings muss erwähnt werden, dass heute viele der Tiergestalten anders dargestellt werden als früher, dass die *Mulligan* sozusagen gefälscht sind. Vergleiche mit alten Stücken zeigen nämlich, dass dort Fische und namentlich Fliegende Fische, aber auch Schlangen dargestellt sind, wie sie aus dem Munde menschlicher Gestalten herauskommen, während sie heute auf denselben Typen den Menschen angreifen, z. B. ins

Kinn beißen, so dass der Sinn der dargestellten Szene vollkommen verändert wird. Wahrscheinlich geschahen solche Änderungen ohne bestimmte Absicht, da ja die Bedeutung der Figuren längst nur mehr ganz ungenau bekannt ist.

Ausser dem Hai sind keine Fische *máselai*, trotzdem werden aber die verschiedensten Arten dieser Tiere auf den Mulligan abgebildet. Man kann auch hier wie bei den Totemvögeln annehmen, dass es sich um ausgestorbene Maselaigruppen handelt, die auf den Schnitzereien ihre Spuren hinterlassen haben. Dasselbe gilt vom Krokodil, von dem man weiss, dass es noch vor wenigen Jahrzehnten *máselai* war, und das ebenfalls hin und wieder auf den Mulligan erscheint. Ferner kann man, wiederum wie bei den Totemvögeln, sich denken, dass die schöpferische Phantasie der Künstler später zu der Wiedergabe anderer Fische führte, ohne dass diese zu den *máselai* gehörten.

Zu einer weitem Erklärungsmöglichkeit der nicht mit den Totemsystemen verbundenen Tiere gibt eine Beobachtung PARKINSONS aus dem Jahre 1880 Anlass. Er sah damals auf Tabar, auf dem Grabe eines Händlers, Schnitzereien, die diesem zu Ehren hergestellt worden waren. Der Weisse war an den abgebildeten Kleidern sofort zu erkennen. Auf der einen Statue war sein dicker Leib durch eine auf seinem Bauch sitzende Schildkröte wiedergegeben, auf der andern durch ein an derselben Stelle angebrachtes Gerank von Schlangen. Dies zeigt einmal, dass das gleiche Motiv in verschiedener Weise wiedergegeben werden kann, was für eine gewisse Freizügigkeit spricht, und dann, dass offenbar einzelne Körperteile durch Tiere symbolisiert werden können. Es ist nun sehr wahrscheinlich, dass auch auf modernen Statuen häufig an Stelle einzelner Körperorgane Tiere, namentlich Fische dargestellt werden. Vielleicht hängt diese Sitte zusammen mit dem Glauben, die Seele des Menschen, oder besser seine Lebenskraft, sein Lebensstoff, sei in bestimmten Organen lokalisiert, die dann als besonders wichtige Lebensträger erscheinen. Führt man diesen Gedanken weiter, so liegt es nahe, auch nach Darstellungen der den Körper verlassenden Hauch- oder Atemseele zu suchen. Ein solches Seelentier, wenn man so sagen will, scheint in erster Linie der fliegende Fisch zu sein, der ja auch, wie kein anderes Tier, dank seiner merkwürdigen Fähigkeit, über dem Wasser zu schweben, für die Eingebornen etwas Aussergewöhnliches ist und deshalb zu solchen

Vorstellungen in erster Linie Anlass geben konnte. Auch die grossen, oft mit flügelartigen Flossen versehenen Fische, die weder Haie, noch fliegende Fische, sondern kleine, farbige Riffische darstellen, sind vielleicht mit diesen Seelentieren in Verbindung zu bringen. (Zum Vergleich sei erwähnt, dass in Polynesien solche Fischlein vielfach als die Seelen Verstorbener betrachtet werden.) Und schliesslich könnte man in diese Gruppe alle Schlangen und Vögel einreihen, die dargestellt sind, wie sie den Mund einer menschlichen Gestalt verlassen. Wiederum kommen wir aber damit auf Wurzeln des Totemismus zurück, der sich also immer mehr als eine Hauptgrundlage des Mulligankultes erweist.

Haben die Beobachtungen PARKINSONS zu der Auffassung geführt, die Seelentiere seien wichtige Motive im Darstellungskreis der Mulligan, so geben sie noch einen weitem wertvollen Hinweis für die Beurteilung dieser Bildwerke. PARKINSON berichtet nämlich von einer der grössten Feiern, die er sah, dass sie zu Ehren einer im Kindbett verstorbenen Frau abgehalten wurde, und dass dabei ein riesiger, vierteiliger Mulligan die ganze Sterbeszene darstellte. Und von einer andern Schnitzerei sagt er, dass sie vier Männer zeige, die auf den Haifischfang ausgezogen und davon nicht mehr zurückgekehrt seien. In beiden Fällen handelt es sich also um persönliche Ahnenbilder mit gleichzeitiger Darstellung der Todesursache. Solche Kombinationen kommen auch heute noch vor. In der früher erwähnten Gruppe von Medina z. B. befindet sich die Ahnenstatue eines berühmten Dorfhäuptlings, der auf dem Riff verunglückte. Dieses selbst ist am Fusse des Bildwerkes in Form von Stacheln zu sehen. Der Stock, den der alte Mann benutzen musste, fehlt nicht, und die Wendung des Kopfes zeigt, dass der Tote stürzte, als er beim Umsehen nicht auf den Weg achtete. Um ja keinen Zweifel über die dargestellte Person aufkommen zu lassen, hat man die Figur mit der Federhaube bekleidet, die den Verstorbenen, einen berühmten Tänzer, bei unzähligen Vorführungen geschmückt hatte. Sehr wohl kann man sich nun vorstellen, dass nicht nur Unglücksfälle als Todesursachen dargestellt werden, sondern auch Dämonen, welche den Verstorbenen befallen und krank gemacht haben. Wahrscheinlich sind solche böse Geister in den meisten Fällen in Tierform wiedergegeben worden. Weiter ist sehr wohl möglich, dass solche besonders gut geratene Bildwerke mit Angabe der Todesursache oder mit persönlichen Attributen,

weil sie grossen Eindruck erweckten, für andere Feiern kopiert wurden, auch wenn sie dorthin nicht mehr passten, und schliesslich als Typus immer wieder verwendet wurden, wobei der Erfinder und seine Nachkommen das Herstellungsrecht besaßen, es aber auch verkaufen konnten, so dass solche Muster schliesslich über den ganzen Bezirk verbreitet wurden. Auf diese Weise könnte man sich die vielen unpersönlichen Ahnenstatuen erklären, von denen die Leute nur noch wissen, dass sie aus sagenhafter Vorzeit stammen sollen. Es ist durchaus nicht notwendig, bei solchen Aussagen sofort an mythologische Gestalten zu denken, denn die Tradition der Eingebornen reicht nur sehr wenig weit zurück, so dass schon Geschehnisse aus der Zeit vor wenigen Jahrzehnten als sagenhafte Ereignisse bezeichnet werden. Dabei muss allerdings zugegeben werden, dass auf den Mulligan zur Seltenheit auch mythologische Szenen erscheinen. An zwei Orten wurden mir wenigstens Rudimente solcher Überlieferungen mitgeteilt, von einer Frau, welche ihren Totenvögeln aus einer Kokosnuss zu trinken gab, und von einem Mann *régom*, der sich in einen Seeadler verwandelte und ein Stück des Mondes abbiss, die beide in bildlichen Darstellungen ihren Niederschlag gefunden hatten.

So zeigt auch die Untersuchung der Schnitzereien, dass die Mulligan Ahnenfeiern sind. Aber diese Deutung muss im weitesten Sinne gefasst werden; denn nicht nur persönlicher und unpersönlicher Ahnenkult kommen in den Bildwerken und Festen zum Ausdruck, sondern auch verschiedene Formen des Totemismus und die damit verbundenen Seelenvorstellungen. Wenn wir den Begriff Ahnenkult in diesem ausgedehnten Sinne fassen, dann sind die Feiern etwas Einheitliches, wenn auch verschiedene Wurzeln, ja sogar verschiedene Kulturen, an ihrer Ausbildung beteiligt gewesen sind. Vieles bleibt auch so noch unerklärt, und selbst wenn man die ungehemmte Gestaltungskraft einzelner neuerer Künstler im weitesten Masse berücksichtigt, so bleibt doch vor allem an den Schnitzereien noch manches unklar. Die Eingebornen selbst können uns keine Auskunft geben über den Ursprung der Feiern und den Sinn von Einzelheiten. Wohl aber ist ihnen zum grössten Teil noch genau bewusst, worauf schon früher gelegentlich hingewiesen wurde, warum sie die Feiern abhalten. „Wir verfertigen die Mulligan und feiern das Fest, um mit den Toten fertig zu sein“, erklärte ein Einwohner von Medina kurz und bündig. Aber am gleichen Orte

wurde für einen besonders bedeutenden Mann einige Jahre nach der ersten Feier eine zweite veranstaltet mit neuen Schnitzereien und mit der Begründung: „Wir trauern so sehr um diesen Mann, dass wir ein zweites Mulligan veranstalten müssen.“ Und in Lemakot sagte man mir: „Du glaubst gar nicht, wie sehr wir der Toten gedenken und trauern während der ganzen Zeit, da wir die Mulligan herstellen. Um die Verstorbenen zu vergessen, und damit sie ins Totenreich eingehen können, veranstalten wir die Feier.“ So erscheinen also wie bei den Bestattungssitten Furcht und Trauer immer wieder zusammen als die wichtigsten Veranlassungen zu den Totenfesten, und diese selbst bedeuten den Abschluss der Trauerzeit, worauf vielleicht auch die dabei vorkommenden, früher erwähnten humoristischen Vorführungen hinweisen, die an andern Orten ebenfalls beim Abschluss der Trauerzeit vorkommen. Ein letztes treibendes Motiv der Feste darf aber nicht unerwähnt bleiben, schon weil es immer wichtiger wird und vielleicht bereits heute alle andern überschattet. Es ist der Geltungstrieb der Reichen. Das Prestige dieser Leute verlangt es, dass immer prunkvollere und kostspieligere Feste abgehalten werden. Einer sucht den andern zu überbieten, und von solchen grossen Mulligan redet man noch jahrelang, wobei man sich mit grösstem Respekt der Veranstalter und nicht etwa der Verstorbenen erinnert.

Der Mulligankult Neuirlands ist in Melanesien eine völlig isolierte Erscheinung. Wohl trifft man in den Nachbargebieten fast überall Ahnenfeiern und Ahnenstatuen, aber nur ganz ausnahmsweise solche mit leisen Anklängen an Neuirland. Zur Zeit, als die ersten Europäer die Totenfeste kennen lernten, scheinen im Gegensatz zu heute die Tabarinseln ein Hauptzentrum gewesen zu sein, und diese Gruppe wird auch von verschiedenen Überlieferungen der Eingebornen als Ursprungsort der Mulligan bezeichnet. Wenn wir an die isolierte Stellung des Kultes denken, so haben wir keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Überlieferungen zu zweifeln. Zum mindesten muss angenommen werden, dass ein ganz kleiner Bezirk der Ausgangspunkt gewesen sei, und dass sich der Kult von dort über die früher erwähnten verschiedenen Sprachbezirke ausgebreitet habe. Die isolierte Stellung der Mulligan, die Geschlossenheit ihres Stiles und diese Überlieferungen von einem lokal beschränkten Ursprungsort, die alle im Gegensatz stehen zu den verschiedenen Sprachen, den gemischten Volkstypen und dem materiellen Kultur-

besitz ganz verschiedenen Ursprunges des heutigen Verbreitungsgebietes, weisen aber auch darauf hin, dass ihre älteste Bedeutung auf einer einheitlicheren Grundlage fassen könnte, als sie ihnen auf Grund unserer Beobachtungen gegeben wurde. Dieser Gedanke drängt sich ja förmlich auf beim Blick über den ganzen Kult sowohl, als auch bei der Betrachtung der Schnitzereien. Es darf aber nicht vergessen werden, dass solche Überlegungen vorläufig noch nicht auf dem Boden der Tatsachen stehen. Was feststeht, ist in unsern Ausführungen in der Hauptsache erwähnt worden, und alles, was darüber hinausgeht, ist, wenigstens vorläufig noch, Theorie. So ist es auch Hypothese, wenn G. PEEKEL den Mondkult als Wurzel der gesamten Mulliganzeremonien annimmt. Nur wenige und zum Teil zweifelhafte Tatsachen, die ferner erst noch verschieden gedeutet werden könnten, liegen dieser Auffassung zugrunde, wenn auch zugegeben werden muss, dass mit Hilfe des Mondkultes verblüffende Erklärungen einzelner Tänze und Schnitzereien möglich sind. Andererseits ist es aber sehr verdächtig, dass mit ebenso grosser Leichtigkeit ganz andere Kultformen, sogar solche aus Australien, auf derselben Grundlage der Mondverehrung gedeutet wurden, ohne dass dabei für die doch offensichtlichen Verschiedenheiten eine Begründung gegeben oder auch nur gesucht wurde. Im übrigen ist die Hypothese trotz ihrer Anwendung auf sehr weite Gebiete so einseitig und eng gefasst, dass sie auch als Arbeitshypothese kaum verwendungsfähig ist, da sie nicht den geringsten Spielraum freilässt. Es erscheint deshalb gerechtfertigt, ohne damit ein abschliessendes Urteil über die Ausführungen PEEKELS fällen zu wollen, neue Wege zur eigentlichen Wurzel des Mulligankultes zu suchen, auch wenn sie vorläufig ebenso unsicher und ebensowenig durch Tatsachen gestützt sein mögen wie jene. Eine solche Möglichkeit bietet die Annahme einer Beeinflussung von aussen her durch eine weit abgelegene Kultur, die den neuirländischen Totenkult begründet oder doch ausserordentlich stark befruchtet hat. Diese Annahme ist durchaus nicht so phantastisch, wie es auf den ersten Blick scheint. Wir wissen, dass ein grosser Teil der heutigen ozeanischen Bevölkerung aus Indonesien und den Randgebieten Asiens stammt, und dass sich diese Einwandererströme im Zeitraum von Jahrhunderten in gewaltigen Wellen über die Inselwelt des Grossen Ozeans ausbreiteten, während einer Zeit, da in Asien längst blühende Hochkulturen bestanden. Weiter wissen wir, dass an ver-

schiedenen Orten Melanesiens ganz isoliert materielle Kulturgüter auftauchen, z. B. Holzkopien von Eisenwaffen, die unzweifelhaft auf Beziehungen mit Indonesien oder dem asiatischen Kontinent hinweisen, vielleicht sogar auf Einflüsse, die sich nach dem Verklingen der grossen Bevölkerungswellen geltend machten. So liegt es nahe, bei den Mulligan Neuirlands auch an eine solche Beeinflussung zu denken. Noch weiss man nicht, woher diese kommen könnte. F. SPEISER hat schon vor mehreren Jahren auf die Wahrscheinlichkeit solcher Beziehungen mit hinduistischer Kunst hingewiesen, und in der Tat finden die üppig wuchernde Phantastik der neuirländischen Schnitzereien und die ebenso komplizierten, ursprünglich höchst wahrscheinlich nicht vom gesamten Volke, sondern nur von einer Art Priesterkaste beherrschten Kulthandlungen und Deutungen der Bildwerke in jenen gleich vielseitigen Verhältnissen ein ausgezeichnetes Gegenstück. Auch rein gefühlsmässig ist man oft versucht, an Verwandtschaft und Übereinstimmungen mit indischen Kunstwerken zu denken.

Noch ist die Zeit einer solchen Beeinflussung völlig ungewiss, wenn auch die isolierte Stellung des Kultes weniger an die grossen Völkerwanderungen, als an eine spätere, zahlenmässig geringe Invasion denken lässt. Gestützt wird diese Auffassung durch die Überlieferungen von Tabar als Ausgangspunkt der Feste. Eine kleine Horde von Fremden, die sich auf freiwilliger Wanderung befand oder verschlagen wurde, wird sich nie auf dem grossen Neuirland, sondern auf den kleinen, leichter zu erobernden und zu verteidigenden Tabarinseln festgesetzt haben. In diesem Zusammenhange sei übrigens daran erinnert, dass die Tabarleute im allgemeinen heller sind als die Neuirländer und meistens auch feinere Gesichtszüge aufweisen. Ferner kann die Annahme einer kleinen Zahl von Fremden, die den Kult mit sich brachten, erklären, warum später, nach ihrem Aussterben oder Aufgehen in der ältern Bevölkerung, von der eigentlichen Bedeutung der Zeremonien bald nichts mehr oder doch nur unverstandene und stark veränderte Reste bekannt blieben.

Noch ist völlig unbekannt der Weg, den die Einwanderer nahmen. Eine Spur zeigt sich vielleicht auf St. Matthias, wo früher Ahnenstatuen mit Anklängen an neuirländische Schnitzereien hergestellt wurden. Und noch ist schliesslich in keiner Weise geklärt, was der ursprüngliche Inhalt des Kultes war, ob er ebenfalls Toten-

ehrerung zum Zwecke hatte oder ganz andern Zielen diene. Es müsste auch festgestellt werden, ob er die Grundlage der heutigen Mulliganfeiern bildete, die nach und nach durch wesensfremde totemistische und ahnenkultische Ideen ersetzt wurde, oder ob er bereits eine festgefügte, lebenskräftigere Kultform vorfand und sich mit ihr vermischte oder sogar in ihr aufging, und die er dadurch veränderte.

Eine lange Reihe von Fragen sind also zu lösen, um eine fast nur gefühlsmässig empfundene Verwandtschaft zweier Kulturen auf einen sichern Boden von Tatsachen zu stellen. Aber es sind alles keine Probleme, die völlig für sich gelöst werden müssen. Immer mehr macht sich ja die Auffassung geltend, dass nicht nur die ozeanische Bevölkerung, sondern auch ozeanische Kulturelemente in viel stärkerem Masse mit asiatischen in Zusammenhang stehen, als man früher annahm, ja, dass die Südsee sogar den Schlüssel bergen könnte, um Beziehungen zwischen asiatischen und amerikanischen Hochkulturen aufzudecken. In diesen grossen Fragenkomplex hinein gehört auch die Suche nach dem Ursprung der Mulliganfeiern. Vielleicht wird es einmal möglich sein, Brücken zu schlagen von der primitiven Kultur Neuirlands zu den Hochkulturen Asiens und nicht nur zu vermuten, sondern nachzuweisen, dass ein isolierter Zweig einer dieser Kulturen bis auf unsere Insel gelangt ist und dort Kult und Kunst auf so wundervolle Weise befruchtet hat. Ein solcher Beweis würde allerdings viele der Folgerungen dieses Referates unhaltbar gestalten, da ja dann völlig neue Grundlagen mitberücksichtigt werden müssten. Aber es wäre unvorsichtig und verfrüht, schon jetzt von den Wurzeln der Totenfeiern abzusehen, die sich gegenwärtig aus den überblickbaren Tatsachen ableiten lassen, und die sich vielleicht auch später noch, bei völlig neuen Deutungen, von Wert erweisen werden.